

Wem haben Sie auf die Füße getreten, Herr Zimmerer?

Interview mit Prof. Dr. Jürgen Zimmerer, Leiter der Forschungsstelle ‚Hamburgs (post-)koloniales Erbe / Hamburg und die frühe Globalisierung‘ über die ungesicherte Zukunft der Einrichtung

hlz: Seit 2015 gibt es die von Ihnen geleitete Forschungsstelle an der Uni Hamburg. Die Stadt Hamburg hat für fünf Jahre die Finanzierung bis 2024 bewilligt. Ist die Zukunft der Arbeit gesichert?

Z: Stand heute – nein! Es gibt kein bedingungsloses Commitment der Stadt zur Weiterführung. So kann man das wahrscheinlich nennen. Es gibt auch keine Entscheidung des Senats, die Forschungsstelle nicht weiterzuführen, und es gibt auch nicht die Ansage: Wir führen das auf jeden Fall weiter und reden dann über die Modalitäten.

hlz: Gibt es denn von Ihrer Seite aus Vermutungen, wieso es diese – sagen wir mal – Zurückhaltung seitens des Senats gibt?

Z: Vermuten lässt sich viel.

hlz: Sie schreiben ja in der Einleitung des Buches¹, das Sie zusammen mit Herrn Todzi herausgegeben haben, dass Kultursenator Carsten Brosda bei der Einrichtung der Forschungsstelle davon sprach, es sei gut, wenn man in Bezug auf die Gesamthematik ein „Störgefühl“ schaffen könnte. Wer Ihre Arbeit ein bisschen näher verfolgt hat, der weiß, dass Sie diesem Anspruch gerecht geworden sind, aus der Sicht Ihrer Kritiker sicherlich mehr als gerecht. Haben Sie mit Ihrer Arbeit möglicherweise einflussreichen Kreisen in der Stadt zu sehr auf die Füße getreten?

¹ Jürgen Zimmerer, Kim Sebastian Todzi (Hrsg.), Hamburg: Tor zur kolonialen Welt - Erinnerungsorte der (post-) kolonialen Globalisierung, 591 Seiten, Göttingen 2021

Z: Wir haben sicherlich ein Störgefühl erzeugt und ich glaube, das wird von bestimmten Kreisen in Hamburg auch tatsächlich als sehr störend empfunden. Ich selber habe von Herrn Hagenbeck mal ein Schreiben bekommen, das sehr eindeutig war. Das weiß man auch von anderen. Alles Weitere kann man nicht belegen.

hlz: Ihre Arbeit hat ja eine Strahlkraft über Hamburg hinaus entwickelt. Der renommierte Wissenschaftsrat (Deutschland) hat Ihnen „hervorragende Ansatzpunkte“ bescheinigt, ihre Arbeit markiere die Erforschung der Kolonialgeschichte als „Potenzialbereich“ der Universität Hamburg.

Z: Ich würde sagen, wir haben alles, was man normalerweise erwartet, getan und übertroffen. Wir haben aktuell auch eine App angelegt, etwas, was man von den Geisteswissenschaften der Uni ja gar nicht so kennt, die auch breit angenommen wird. Auch dies ist vom Wissenschaftsrat als obersten wissenschaftlichen Evaluationsgremium Deutschlands positiv gewürdigt worden.

Es gibt eigentlich deshalb keinen nachvollziehbaren Grund, warum man uns nicht weiter finanzieren will. Also muss es einen anderen Grund geben. Ich würde schon sagen, dass der Widerstand gegen unsere Arbeit einfach auch mit dem Erfolg der Arbeit wächst. Also wenn es quasi ein Erfolg ist, eben dieses Störgefühl zu erzeugen, aufzurütteln, die Wahrheit ans Licht zu bringen, dann gibt es Menschen, die sich davon angegriffen fühlen.

Der Wendepunkt in der Außenwahrnehmung unserer Einrichtung war vielleicht, als klar wurde, dass wir uns nicht damit begnügen, an dem einen oder anderen Straßennamen einen Kommentar anzubringen oder darüber zu diskutieren, Objekte zurückzugeben. Erst als klar wurde, dass koloniale Aufarbeitung der Stadt, so wie ich es ja im ersten Band der Jubiläumsgeschichte der Universität Hamburg geschrieben habe, „follow the money...“ bedeutet, also wo kommt das Geld her, wo geht das Geld hin, wie und womit wurden die Vermögen erwirtschaftet und wo wurden die bis heute alle investiert, da wurden vielleicht auch manche Betroffene hellhörig.

Das aber ist wissenschaftlich der richtige Ansatz, weil es quasi die Segmentierung aufhebt. Da geht es auch um gestohlene Objekte, aber ebenso um Ausbeutung von Menschen oder von Ressourcen. Das alles gilt es zusammenzubringen. Dass dies Widerstand hervorbringt, ist nicht überraschend.

hlz: Ihre wissenschaftliche Arbeit ist verknüpft mit manchem postkolonialen Engagement in der Stadt, aber auch bundesweit – was wohl auch gewollt ist. Gibt es deshalb aus dem Wissenschaftsbereich Kritik an Ihrer Arbeit?

Z: Aus dem Wissenschaftsbereich kommt, bezogen auf unsere fachlichen Annahmen, eigentlich keine Kritik. Im Gegenteil, man merkt eher, dass wir schon so etwas wie ein Leuchtturm sind, auch mit dieser Institutionalisierung. Es gibt einzelne Kolleginnen und Kollegen, die über ähnliche Themen arbeiten, aber nirgendwo so gebündelt wie in Hamburg. Das ist auch europaweit einzigartig. Fundamentalkritik an unserer Arbeit kommt eigentlich nur von der AfD. Das lässt sich aus Bundestagsresolutionen und Nachfragen schlussfolgern. Tenor: Sowas soll man nicht fördern, weil die deutsche Kolonialgeschichte doch gar nicht so schlecht war. Für die sind wir dann Nestbeschmutzer etc.

hlz: In Ihrem Vorwort des oben genannten Buchs beziehen Sie sich auf Michel Foucault und Edward Said. Beide vertreten ja die Position, dass Wissen nicht unschuldig ist, sondern zutiefst mit den Operationen der Macht verbunden sei. Inwieweit ist dies noch mit dem Geist des Kritischen Rationalismus vereinbar?

Z: Ja gut. Eigentlich nicht. Ich würde aber mal sagen, dass wir uns im Mainstream der modernen Transfer- und Globalgeschichte bewegen. Es gibt natürlich immer auch Leute, die einen gesellschaftskritischeren Bezug ablehnen. Aber ich würde mal sagen, grundsätzliche erkenntnistheoretische Kritik an sich sehe ich da jetzt nicht.

hlz: Jenseits dieser wissenschaftstheoretischen Fragen haben Sie ja nicht unwesentlich dazu beigetragen, dass es zur Rückgabe der Beninbronzen kam. Auch dies wird Ihnen nicht nur Freunde geschaffen haben.

Ja, es ist ziemlich genau so gekommen, wie ich es vorausgesagt habe. Bis hin zu meiner Forderung, dass man zunächst einmal die Eigentumsrechte an den Benin-Bronzen übertragen müsse. Das haben das MARKK und auch die Stiftung Preußischer Kulturbesitz gemacht. Herausgekommen ist dabei: Auch wenn man physisch nicht alle Bronzen sofort nach Nigeria bringen kann oder vielleicht nie

bringen wird, übertragen wir das Eigentum trotzdem auf den ursprünglichen Eigentümer. Diese klare Position vom Anbeginn der Diskussion um die Rückgabe hat unsere Reputation sicherlich gestärkt.

Trotzdem haben wir uns damit natürlich nicht nur Freunde geschaffen. Ich sehe gegenwärtig Tendenzen eines Rollback im Sinne einer Renationalisierung der deutschen Geschichte, manifestiert auch in der Politik des Humboldt Forums. Da wollen Leute, abgesehen von der Geschichte des Dritten Reichs, weg von der kritischen Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte. Die Kolonialgeschichte zeigt aber, dass Strukturen des Rassismus, der Ausbeutung und der Expansion sehr viel weiter zurückgehen und sehr viel enger verwoben sind mit der deutschen Geschichte als lediglich mit der Nazi-Ära. Genau das passt eben manchen nicht.

hlz: Sie haben das Humboldt Forum als Disneyland bezeichnet. Können Sie das nochmal näher erläutern?

Z: Ich habe mal in einem Interview, ich glaube mit der Financial Times, gesagt, das sei für mich das preußische Disneyland, weil ich – wie manch andere auch – dieses Bauwerk für ein Fake halte. Da ist nichts echt dran. Es gibt dort gestohlene Objekte in einem ‚Fakeschloss‘. Darüber haben wir jahrelang gestritten und ich fand, dass dieses Disneyland, eine Traumwelt also, Vergangenheit so behandelt, als ginge es um Reminiszenzen historischer Bausubstanzen.

Ich sage dazu: Dies ist ein Überbetonen deutscher Gewaltgeschichte. Sowohl der Palast der Republik wie auch die Brache in Berlin-Mitte wären eigentlich ein sehr treffendes Symbol und Memorial für diese Gewaltgeschichte gewesen. Und dies betrifft das zerstörte Schloss und den Palast der Republik gleichermaßen. Die deutschen Teilungen sind ja ein Resultat dieser Gewaltgeschichte, also der deutschen Aggression von 1939. Das hat man jetzt zugebaut, das ist Teil eines Schlusstrichs.

hlz: Kommen wir noch mal auf Hamburg zurück, auch da haben Sie sich sicherlich nicht nur Freunde geschaffen, wenn Sie in Ihrem Buch in Bezug auf die Kolonisierung Namibias schreiben: „Dies machte Hamburg zur logistischen Drehscheibe für den ersten Genozid des 20. Jahrhunderts.“

Z: Ich würde sagen, nicht ich habe mich damit angreifbar gemacht, sondern Hamburg vor über hundert Jahren, als es diese logistische Drehscheibe war. All' unsere Forschungen haben gezeigt - und das wusste man vorher nicht -, dass 95 Prozent aller deutscher Truppen, die im deutschen Westafrika gekämpft haben, über Hamburg verschifft wurden und dass 70 Prozent der Logistik, also Waffen, Tiere, Futter etc., von Hamburg aus transportiert wurden. Wenn das keine Drehscheibe ist! Auch, wenn heute anscheinend niemand gern daran erinnert werden möchte: Diese Drehscheibe ganz konkret war am Baakenhafen. Da werden jetzt Wohnungen gebaut und mir sind keinerlei Planungen bekannt, dort ein Denkmal zu errichten oder eine andere Form von Erinnerungsort zu schaffen. Man nennt das ein ‚aktives Überschreiben‘ von Geschichte.

hlz: Und Sie weiten ja noch ein bisschen den Blick. Sie schreiben: „Hamburg besteht nicht aus vielen einzelnen post-kolonialen Erinnerungsorten, sondern bildet in seiner Gesamtheit einen.“

Z: Ja, eindeutig! Das können Sie über unsere App einsehen (Hinweis s. unten). Sie werden erkennen, dass es hier um mehr geht als um die Summe aller Teile. Es öffnet sich der Blick auf ein Gesamtensemble. Deshalb ist diese Stadt für die Aufarbeitung des Kolonialismus ja auch so wichtig, weil hier die Totalität dessen, was Kolonialismus ausmacht, sinnlich erfahrbar wird. Das kann man zwar an vielen Orten in Europa in den Blick nehmen. Aber hier in Hamburg hat man das MARKK, ein Museum, das gebündelt Kolonialismus vor Augen führt, das ist Kultur. Man hat die Universität als ehemaliges Kolonialinstitut, das ist die Wissenschaft. Man hat das Rathaus, das ist die Politik. Man hat die Handelskammer, das ist die Wirtschaft, die nicht zufällig im hinteren Teil des Rathausgebäudes beherbergt ist. Man kann in den Michel gehen zu dieser Gedenkplakette mit den Namen der „Gefallenen“ der Angehörigen der „Schutztruppen“ im Zusammenhang mit der Kolonisierung Namibias, den Genozid an den Nama und Herrero eingeschlossen. Das ist quasi die Kirche. Und das könnten wir alles, wenn wir wollten, in zwei Stunden zu Fuß ablaufen. Das können Sie nirgendwo sonst in Europa. Und das macht eigentlich auch die Wucht aus, mit der unsere Forschungsergebnisse eben jenes „Störgefühl“, von dem eingangs die Rede war, bei manchem Hamburger und mancher Hamburgerin geschaffen haben. Es geht jetzt nicht mehr um eine

Plakette hier, um eine Namensgebung da, es geht tatsächlich darum, sich zu diesem Teil der europäischen Geschichte zu positionieren. Somit war die Einrichtung unserer Forschungsstelle 2014 seitens des Senats ein sehr mutiges und ambitioniertes Unterfangen. Auch wenn unsere Forschung unbequeme Wahrheiten zutage gefördert hat, gilt es jetzt umso mehr, für die Konsequenzen einzustehen. Das erfordert von den politischen Entscheidungsträgern Mut. Wenn dieser fehlt, wenn es uns also nicht mehr gäbe, wäre das für manche in der Stadt sicherlich angenehmer und bequemer.

hlz: Wie lange können Sie denn noch weitermachen, also wie lange reicht das Geld noch?

Z: Die Verträge meiner Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen – es geht nicht um mich, ich bin ja an der Uni verbeamteter Hochschullehrer – laufen ab August aus. Die werden im Januar anfangen, sich woanders hin zu bewerben. Ich habe überhaupt keinen Zweifel, dass die während kürzester Zeit Jobs kriegen. Das Interesse anderer Städte und Kommunen ist groß. Jetzt kommen ja noch alle zu uns und fragen: Wie habt ihr es denn gemacht?

hlz: Aber Ihre Fürsprecher:innen in der Vergangenheit, zum Beispiel Herr Brosda, Frau Fegebank: Wie äußern die sich jetzt?

Z: Gar nicht – Funkstille.

hlz: Auf Ihrer Website haben Sie Fotos von Kolleg:innen. Sind das alles feste Mitarbeiter:innen?

Z: Feste Mitarbeiter gibt es gar nicht außer mir. Da sind wir schon beim Grundproblem. Das habe ich auch der Stadt gesagt. Ich mache nicht mehr weiter mit diesen prekären Kurzfristverträgen. Das kann ich nicht mehr verantworten. Die Stadt, soll sich jetzt entscheiden: will sie eine Forschungsstelle haben oder nicht! Wenn sie eine haben will, dann soll sie sich rechtzeitig dazu bekennen und Strukturen schaffen, damit die Leute eine Perspektive haben. Die sind 40, 41, 42 Jahre alt, die

haben Familie, die haben Kinder. Die ganze Uni leidet unter dem Problem des akademischen Prekariats im sogenannten Mittelbau. Das ist ein Skandal! Ich will da auch nicht mehr mitmachen. Es geht so einfach nicht weiter. Entweder ist die Leistung der Mitarbeitenden etwas wert, dann müssen die ohne Angst um ihre ökonomische Zukunft auch arbeiten können oder eben nicht.

Kurzfristverträge sind natürlich ideale Instrumente für eine politische Steuerung wissenschaftlicher Ergebnisse, weil du immer gezwungen bist, darüber nachzudenken – kritisiere ich da jetzt etwas, wenn ich jetzt gerade was mit dem Baakenhafen sage oder nicht, weil die Angegriffenen dieselben sind, die darüber entscheiden, ob du jetzt noch mal hunderttausend kriegst oder nicht? Das machen wir nicht mehr mit, dann hören wir eben auf! Wenn die Stadt meint, dass wir es nicht wert sind oder der Eindruck besteht, es sei alles aufgearbeitet, was aufzuarbeiten war – okay.

Man muss allerdings noch erwähnen, dass es uns gelungen ist, für jeden Euro, den wir von der Stadt bekommen haben, über Drittmittel drei Euro eingeworben haben. Das erklärt die Schar an Leuten auf dem Foto der Website. Wenn wir über die Anschlussfinanzierung sprechen, reden wir ja jetzt über die städtische Beteiligung. Wir werden dieses Einwerben von Drittmitteln auch weiterhin machen, nur, wir brauchen einen Kern an Mitarbeiter:innen, der dazu imstande ist, dies zu leisten. Ich glaube, Sie finden in der Forschungslandschaft in Deutschland kaum eine andere Institution, die mit einem so geringen Etat wie dem unsrigen so viel in der Öffentlichkeit bewirken konnte, wie es uns gelungen ist. Ich habe auch deshalb gedacht, naiv wie ich war, klar wollen die, dass wir weitermachen. Aber offenbar ist sich der Senat nicht so einig. Oder sie sind sich einig, dass sie es nicht wollen. Das kann ich nicht sagen. Es klingt mir noch in den Ohren: „Ja, dann werben Sie halt Drittmittel ein, das muss die Uni dann halt übernehmen.“ Aber ich finde, es ist natürlich schon eine genuine Aufgabe der Stadt, unsere Arbeit zu finanzieren. Man kann historische Verantwortung staatlicherseits nicht auslagern. Die Forschungsstelle muss letztendlich auch unabhängig von jemand wie mir werden.

hlz: Okay, das Kind steht am Rand des Brunnens, aber ist noch nicht reingefallen...

Z: Ich würde sagen, es ist drin und die Hand ist noch nicht gereicht vom Senat. Es ist ja so, wir bereiten uns jetzt vor, dass wir zum 140. Jahrestag der Berliner Afrika-Konferenz im Herbst noch eine Abschlusstagung machen. Dass es das dann war, hoffen wir nicht.

hlz: Und wir hoffen, dass wir mit der Veröffentlichung dieses Interviews dazu beitragen können. Wir danken Ihnen für das Gespräch!

Das Interview führten Joachim Geffers und Manni Heede.

Mehr zum Thema:

hlz-Interview mit Jürgen Zimmerer anlässlich des 100jährigen Jubiläums der Uni Hamburg, in: hlz 5-6/2019, S. 40-47. ([https://www.gew-](https://www.gew-hamburg.de/files/hlz/ausgaben/hlz_mai_juni_2019.pdf)

[hlz_mai_juni_2019.pdf](https://www.gew-hamburg.de/files/hlz/ausgaben/hlz_mai_juni_2019.pdf))- Website der

Forschungsstelle: [\[hamburg.de/arbeitsbereiche/globalgeschichte/forschung/forschungsstelle-hamburgs-postkoloniales-erbe.html\]\(https://www.geschichte.uni-hamburg.de/arbeitsbereiche/globalgeschichte/forschung/forschungsstelle-hamburgs-postkoloniales-erbe.html\)*](https://www.geschichte.uni-</i></p></div><div data-bbox=)*

Die App „Koloniale Orte“ steht in den entsprechenden App-Stores kostenfrei zur Verfügung.